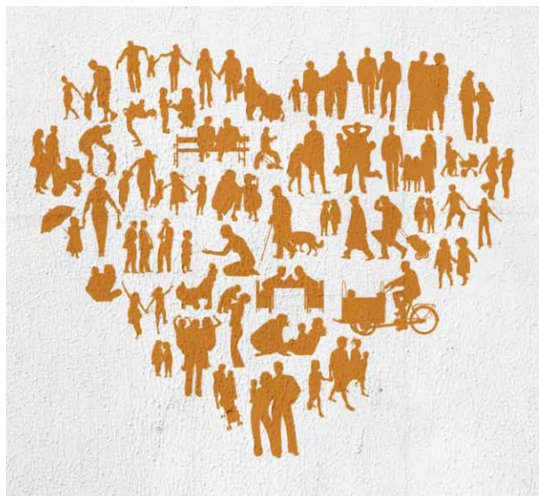


## Haben Familien das Potenzial, die Gesellschaft "besser" machen zu können?



Familie hat wieder einen guten Ruf. Mit der Bemerkung „Kinder kriegen die Leute immer.“ – oder dem Abtun familienpolitischer Fragen als „Gedöns“ ist heute kein Staat mehr zu machen. Familie ist unterstützenswert und gleichzeitig unterstützungsbedürftig. Die demografische Entwicklung drückt auf die Stimmung. Die Familie wurde in den letzten Jahrzehnten zum Problemkind der Gesellschaft und gleichzeitig zum Bezugspunkt unterschiedlicher Zukunftshoffnungen.

Die Familien sollen es richten. Dabei sind die Risiken bekannt. Partnerschaften sind brüchig und Kinder zu haben, bedeutet für viele ein Armutsrisiko. Gleichgültig aus welchen

Richtungen sozialpolitische Themen in den Blick genommen werden, irgendwann geht es prominent um Fragen des Familienlastenausgleichs. Ein geringes Erwerbseinkommen reicht nicht, wenn mehrere Kinder zu versorgen sind. Das Kindergeld deckt nicht das erforderliche Existenzminimum für Kinder. Gutverdienende werden bevorzugt, weil die Steuerersparnis durch Kinderfreibeträge dann höher ist als das Kindergeld. Die Leistungen nach dem Sozialgesetzbuch II (Hartz IV) bekämpfen Kinderarmut und damit Familienarmut nicht ausreichend. Hilfskonstruktionen wie das Bildungs- und Teilhabepaket schaffen einen erheblichen bürokratischen Aufwand und schüren Misstrauen gegenüber armen Familien. Liegt die staatliche Unterstützung, die Familien mit Kindern erhalten, höher als die Einkommen, die in niedrigen Lohngruppen erzielt werden können, wird die uralte Debatte über das „Lohnabstandsgebot“ wieder entfacht. Notwendiger wäre es, an einem gesellschaftlichen Konsens über die Akzeptanz sozialer Transfers für Familien zu arbeiten.

Dass sich die Alterspyramide zu Ungunsten der Jüngeren verändert und die Altersversorgung der Älteren zunehmend als Last empfunden wird, ist bekannt. Dabei geht es nicht nur um das Zahlenverhältnis älterer und jüngerer Personen, sondern auch um Fragen wirtschaftlicher Leistungsfähigkeit. Und auch hier ist wieder die Bereitschaft zum Lastenausgleich zentral. Wird von den Jüngeren erwartet, dass sie in Zukunft für die Alten sorgen, so müssen jetzt die Voraussetzungen dafür geschaffen werden, dass sie das auch leisten können. Dabei spielt ihre Ausbildung eine zentrale Rolle. Bisher kommen die Debatten über das Lamento nicht hinaus, dass unser Bildungssystem immer noch zu viele junge Leute vor allem aus zugewanderten oder armen Familien ausgrenzt. Die sich zum Teil über Generationen fortsetzenden Ausgrenzungsprozesse resultieren auch daraus, dass das Schulsystem in Deutschland in einem überdurchschnittlichen Maß auf die Mitwirkung der Familien setzen. Hausaufgabenhilfe und ergänzende Förderung durch die Eltern werden vorausgesetzt. Wer damit überfordert ist, aus beruflichen Gründen die Zeit nicht aufbringen kann und sich diese Dienstleistungen auch nicht einkaufen kann, hat ein Problem – beziehungsweise die Kinder dieser Eltern haben das Problem und unsere Gesellschaft hat ein Zukunftsproblem.

Es ließen sich weitere Beispiele finden, wie die Gesellschaft auf die Ressourcen der Familien setzt, ohne sicherzustellen, dass diese sich in angemessener Weise erneuern können. Eine Ursache für diesen fehlenden Konsens in der Unterstützung von Familien sind sicher die unterschiedlichen Familienbilder und die damit verbundenen konkurrierenden gesellschaftspolitischen Leitvorstellungen. Da wird einerseits der Zerfall traditioneller Familienformen beklagt. Und gleichzeitig werden Familien als der letzte verlässliche Ort von Solidarität und Gemein Sinn gesehen und so zur letzten Überlebensressource in gesellschaftlichen Umbrüchen erhoben. Frank Schirrmacher sieht in seinem Buch „Minimum“

die Verwandtschaft als das Kontinuum in gesellschaftlichen Veränderungsprozessen. Um die Erosion des Sozialstaats bewältigen zu können, müsse der Solidarität in der Familie neue Beachtung geschenkt werden. Dabei schreibt er den „vertrauensbildenden Effekten weiblicher sozialer Intelligenz“ eine besondere Rolle zu. Er erzählt einmal mehr die Geschichte, von Männern als Defizitwesen, die durch die Frauen gerettet werden müssen. Mit dieser Sichtweise ist er nicht allein. Die Beschreibung von Männern als „naturhaft unmoralisch, gewalttätig, egoistisch, asozial, hypersexuell, gefühllos, kommunikationsunfähig und verantwortungslos“ ist ein immer noch überzeugender Mythos der Moderne. Glaubt man diesem Muster, folgt die Familie einem komplementären Rollenmodell. Frauen und Männer müssen sich in ihren „natürlichen“ Rollen ergänzen, um die Gesellschaft zu retten. Christoph Kucklick beschreibt unter der Überschrift „Das verteilte Geschlecht“ in der ZEIT vom 8. Mai 2012 diese um 1800 entstandene Ausgangsthese zum Geschlechterverhältnis. Die darin liegende Gefahr fasst er zusammen: „Wenn Männer das Problem der Gesellschaft sind, müssen Frauen die Lösung darstellen. Das geht nur, wenn sie von grundlegend anderem Charakter sind. ...Und wenn die Zivilisierung qua guter Weiblichkeit misslingt? Dann gnade Gott den Menschen.“

Weiterführender erscheint ein anderes Plädoyer für die Familie. Es stammt von Axel Honneth, Direktor des Frankfurter Instituts für Sozialforschung. Er sieht gerade in der Veränderung traditioneller Rollenzuschreibungen in Familien eine Zukunftschance. In seinem Buch „Das Recht der Freiheit“ beschreibt er die inneren Strukturveränderungen der vergangenen Jahrzehnte als einen Zugewinn an sozialer Freiheit. „Weggefallen ist in den letzten Jahrzehnten, so haben wir gesehen, die über einen langen Zeitraum der Moderne hinweg dominierende Vorstellung, nach der Vater und Mutter fixe, sich ergänzende Rollen ausüben, die in ihrer Komplementarität von gesellschaftsrepräsentativer Autorität und fürsorglicher Liebe dazu beitragen, daß das Kind in einer Mischung aus Dressur und Zuneigung zur Selbständigkeit erzogen wird, an die Stelle dieses patriarchalischen Familienideals beginnt heute allmählich, ein partnerschaftliches Gleichheitsideal zu treten, das nicht nur besagt, daß die beiden Eltern nach Möglichkeit alle Erziehungs- und Hausarbeit fair unter sich aufteilen, sondern auch, daß das Kind so weit wie eben möglich als ein dritter Partner in die familiäre Kommunikation mit einzubeziehen ist. Gewiß verläuft der damit in Gang gekommene Strukturwandel nicht komplikationslos und ohne die in solchen Fällen üblichen Retardationen, so daß wir für einen gewissen Zeitraum noch mit einem ständigen Wiederaufleben der alten Rollenfixierungen rechnen müssen. Auf der anderen Seite aber sprechen fast alle empirischen Indikatoren dafür, daß das neue Ideal insofern alternativlos ist, als es mit der zwanglosen Macht des Einklagens normativer Geltungsüberschüsse einen permanenten Rechtfertigungsdruck ausübt, an dem die noch bestehenden Reste traditioneller Praktiken über kurz oder lang zerbrechen müssen. Was sich auf diesem konflikthaften Weg heute nämlich allmählich institutionell herauszubilden beginnt, ist die Verwirklichung eines normativen Versprechens, das die moderne Familie seit ihren Anfängen in der romantischen Liebe wie ein ständiger Schatten begleitet hat: daß jedes ihrer drei Mitglieder - Vater, Mutter und Kind - jeweils in der Besonderheit seiner Subjektivität gleichberechtigt in sie einbezogen sein und dementsprechend eine der eigenen Bedürftigkeit entsprechende Fürsorge und Anteilnahme erhalten soll.“ (S. 295)

Dieses „normative Versprechen“ verleiht Familien gerade in der Vielfalt der Formen, in denen sie heute gelebt wird, ein Innovationspotential für die gesamte Gesellschaft. Die Hoffnungen auf Glück und Gerechtigkeit, die in der Familie privatisiert schienen, drängen wieder heraus aus den Familien und werden zu einem Anspruch an gesellschaftliches Leben insgesamt. Sollte Honneth mit seinen Beobachtungen recht haben, so hätten Familien, die trotz widriger Umstände Vorstellungen von Solidarität, Gerechtigkeit und glücklichem Leben verwirklichen, tatsächlich ein Potential, dass auch die Gesellschaft „besser“ machen könnte.